

Jenseits von Sieg und Niederlage

Gottfried Benn – zehn Jahre nach seinem Tod

Aus der ZEIT Nr. 31/1966 29. Juli 1966, 8:00 Uhr

Von Richard Exner

Gottfried Benn [<https://www.zeit.de/thema/gottfried-benn>] sah zeit seines Lebens darauf, daß seine Leser sich an sein Werk hielten und nicht an seine Biographie. Er schrieb viele Briefe, bis in die letzten Jahre hinein wohl ohne Gedanken, daß sie veröffentlicht werden könnten. Schon allein die beiden in ihrer Vielfalt hier erstmals zugänglichen Korrespondenzen mit Käthe von Porada und Ellinor Büller-Klinkowström machen den von Paul Raabe und Benns Verleger Max Niedermayer herausgegebenen Band

Gottfried Benn: "Den Traum allein tragen" – Neue Texte, Briefe, Dokumente; Limes Verlag, Wiesbaden; 252 S., 27,50 DM

zu einem Ereignis. Bedeutende Dokumente zur expressionistischen Zeit, die Erinnerungen Tilly Wedekinds, begleitet von Briefen Benns, die Erinnerungen Nico Rosts, zwei ausgezeichnete Beiträge Paul Raabes zum frühen Benn, der Hinweis auf ein Gedicht Benns aus dem Jahre 1912 und verschiedene andere Briefe, worunter besonders jene an Marguerite Schlüter zu erwähnen sind, die sich mit der Drucklegung des Spätwerks befassen, geben diesem Band seine Fülle und sein Gewicht.

Er ist wohlausgewogen und klug komponiert und wäre in seiner Art vollkommen, wenn die Herausgeber auf die bio-bibliographischen Angaben zu Nico Rost und besonders zu Alain Bosquet verzichtet hätten. Einiges zu Bosquet, dem Empfänger der beiden am wenigsten interessanten Briefe des Bandes ("Die literarischen Preise mehren sich ..." oder "Lebt... in einem Kreis von Freunden wie..."), ist höchst unpassend und peinlich in einem Buch zu Ehren eines Mannes, der bescheiden war. (Ein Schönheitsfehler nur – und doch der Rede wert.)

Es ist eigentümlich, daß selbst ein ausgesprochen ins Biographische reichendes Werk wie dieses nur bis an die Grenze vordringen kann, die Benn selbst gezogen hat. Man liest zwar jetzt manchmal Dinge, von denen es im Brief hieß, sie seien nicht für Dritte bestimmt; man weiß seit Koch und Schumann und besonders Lenning viele biographische Einzelheiten. Trotzdem bleibt dem Leser der Eindruck erspart – eher sagte man wohl heute: kommt

mancher Leser um das Vergnügen –, wirkliche Intimitäten vorgesetzt zu bekommen und an Indiskretionen teilzuhaben. Benns Werke und Benns Briefe schaffen einen Streifen Unberührbarkeit um sich.

Das Verstehen eines solchen Mannes ist unbequem wenn nicht unmöglich. Das war schon vor 1933 so. Ein Brief an Käthe von Porada (vom 3.

November 1933) spricht von der "inneren Wirklichkeit", auf die er sich "mehr als je" zurückgezogen habe. Gegen Anfang des Briefes schneidet er sich selbst das Wort ab mit der Bemerkung, er wolle darüber nicht weiter schreiben, denn es rühre doch zu sehr "an wirklich tiefe Dinge, menschliche, anthropologische, untröstliche Dinge..." Und über diese Dinge, die in den Gedichten angedeutet sind, hat Benn im Umgang mit Menschen weitgehend geschwiegen.

Zu dem Entfernt-Sein gehörte das Abweisen fremden Lebens. "Für Kinder interessiere ich mich ja nicht." Vor der zweiten Ehe schreibt er, vielleicht übertreibend, um die Adressatin zu schonen: "Ich bin nicht im geringsten verliebt, es ist reiner Ordnungssinn und summiert, was schließlich auch in der Ehe bliebe und allein getragen werden müsse, seien Fremdheit, Kälte, Nihilismus, Müdigkeit, Skepsis. Er sagte im September 1933: "Nur kein Individuum um mich herum, nur nichts Differenziertes. Mechanisches, Pedantisches, alles an seinem Ort, alles pünktlich, unbeirrbar genau, tagelang kein Wort reden und keins von mir erwarten ..." An seinem Grabe predigte ein Geistlicher über einen Satz aus den Klageliedern Jeremiae: "Er hat mich vermauert, daß ich nicht heraus kann, und mich in harte Fesseln gelegt."

Dem eigenen Werk gegenüber war Benn alles andere als sentimental. Er wußte wohl, was es wert war, nicht aber, ob es wirken und wie es wirken würde. Daran lag ihm nichts. Mit fünfunddreißig hatte er von seinen Gesammelten Werken gesagt: "Ich werfe sie hinter mich wie Deukalion die Steine... ich liebe sie nicht." Einzig seiner frühen Prosa gilt manchmal ein Wort wie: ",Der Geburtstag' War einmal echt u. die ,Reise'." Seinen Expressionismus-Aufsatz nannte er grundlegend, er habe ihn "viel innere Leistung" gekostet.

Das Dichter-Sein, nimmt man es zusammen, was er darüber ausgesagt, erstaunte ihn eher. Der Hauch von Weltverlust, Zweifel an der Realität, von Zurückgezogenheit und Schweigen und von einer unantastbaren inneren Schicht, der über allem Geschriebenen dieses Bandes liegt, dringt auch hier ein. Anlässlich der Fertigstellung eines Manuskriptes schrieb er an Marguerite Schlüter: "Oh, hätte ich nie gedichtet, sondern Hasenfelle aufgekauft oder Orgel gespielt als Kantor in einem kleinen Dorf."

Die Kritiken, die er über sich las, erstaunten ihn ebenfalls. Offenbar wisse man sehr wenig über sich selbst, schrieb er an Leonharda Gecher. "Wenn mir jemand sagte, daß ich mein Leben lang eine Tabakfiliale geleitet hätte ... würde ich es auch glauben." Woran ihm letzten Endes lag, wenn er sein Werk betrachtete,

war die Redlichkeit sich selbst gegenüber. Vierzehn Tage nach seinem sechzigsten Geburtstag schrieb er an Tilly Wedekind: "Mir genügt . zu wissen, daß ich mich geistig gehalten u. in der Einsamkeit der letzten Jahre fortgebildet habe."

Nico Rost erinnert sich, Benn habe ihm nachdrücklich und streng einmal gesagt: wer Kunst machen wolle, müsse *"das Leben ausschließen, es verengen, ja es bekämpfen, um es zu stilisieren"*. Das steht auch in den Essays. Das steht auch – mit etwas anderen Worten – im "Tonto Kröger" und sonst bei Thomas Mann [<https://www.zeit.de/thema/thomas-mann>]. Wie steht es mit dem Gegensatz: Gottfried Benn, der einsame Künstler, der Kunst schafft, das Leben von sich forthält, und Thomas Mann, der gesellige Meister, dessen Kunst etwas höhere Heiterkeit in das Leben bringen will? Benn war doch der Überzeugung, Kunstwerke seien praktisch folgenlos, Dichter könnten die Welt nicht ändern. Thomas Mann sprach in späten Jahren oft vom Äußersten, bis zu dem man es in der Kunst treiben müsse, ohne Rücksicht auf Verständlichkeit. Diese Hingabe ans Äußerste hätte er wohl moralisch genannt. Für Benn liegt das Ethische in der Hingabe an die Kunst. Schon in der "Totenrede für Klabund" (1928) zitiert Benn die letzten Worte Chopins: "Meine Versuche sind nach Maßgabe dessen vollendet, was mir zu erreichen möglich war." Ein moralisches Wort, oder ein amoralisches. Benn hatte viel über dieses Problem des Äußersten nachgedacht; selten theoretisierte er es, einmal (1937) löste es sich im Bild: *"Und da arbeiten heißt, aus einem reißenden Strom ein Flöckchen Wolle fischen, bleibt für Liebe keine Zeit und kein Raum."*

Ausgeschlossen sind Gruppen, ausgeschlossen (auch 1933) der

Opportunismus. Die Epochen scheinen vorbeizuziehen: *"Nur diese innere Unruhe in einem bleibt, dieser Tremor im Kopf u. im Herzen: noch einmal etwas anlegen, ausarbeiten, mit sich füllen, so gut man kann."* Ein Satz aus den Jahren des Expressionismus? Nein, aus dem Juli 1954. Dies bringt uns zum "Doppelleben". Wie anders ist das Leben zu bewahren? Eines nach außen und eines nach innen, und die linke Hand weiß nichts von den Handlungen der rechten? Man lese die Briefwechsel, die in den dreißiger Jahren einschlafen und fünfzehn Jahre später wieder aufleben: Doppelleben, ja, und doch große durchgehende Einheit. Das Doppelleben war nur dazu da, die Einheit zu bewahren.

Die stärkste Erschütterung erfuhr diese Einheit im Jahre 1933. Was ihn an den Nationalsozialisten zuerst ärgerte und dann entsetzte, war ihre Niveaulosigkeit, ihr grausiges Mittelmaß, nicht ihre Unmenschlichkeit. Heinrich Mann hatte einmal geschrieben, der über Meisterwerke Gebeugte sei zu keiner Unmenschlichkeit fähig, weil er zuviel Phantasie habe. Weimar und Buchenwald: vom einen sah man ins andere. Heinrich Mann hatte geirrt; ein Irrtum, der den Irrenden ehrt. Als das, was kam, nicht nach dorischer Welt

aussah, nach gleißendem Sonnenlicht auf einsamem Grat, zog Benn sich zurück und bewahrte sein Ich. Das war nicht das Bequemste; es war seine Entscheidung und sein Recht.

In einer Rundfunkrede im Jahre 1954 summierte er: "Ich habe gearbeitet, wie ich das Abendland mir gegenüber sah, ich lebte, als ob der Tag da wäre, mein Tag. Ich war, der ich sein werde." Daran ist jedes Wort wahr. Was so viele entsetzte, die ihm den Irrtum vergeben hätten, war, daß er sich nicht verteidigte. In den Jahren 1946 und 1947 schwor er nichts ab, wusch er nichts weiß, sondern sagte: "Es berührt mich alles nicht mehr", und "Es ist mir alles ferngerückt" und "Ich bin völlig mit mir einig und brauche von keiner Seite mehr eine Bestätigung" und schließlich "Ich bin auch innerlich so still und für mich geworden, daß ich nichts mehr erwarte." Einen Satz aber zitierte er zweimal: "Sich irren und doch seinem Inneren weiter Glauben schenken müssen, das ist der Mensch, und jenseits von Sieg und Niederlage beginnt sein Ruhm." Das ist kein hochgemuter, auftrumpfender Satz. Es ist ein Satz aus dem Lehrbuch für die Anthropologie des geistigen Menschen.

In dem Brief an die Akademie der Künste, in dem er seinen später zurückgenommenen Austritt ankündigte, schrieb er ein halbes Jahr vor seinem Tode die stolzen vier Worte: "Ich bin frei geblieben" und kommentierte, er müsse diese Freiheit, um die er sehr gekämpft habe, verteidigen und sich absondern, um der wenigen willen, "die... das archaische Heimweh nach der Herde in sich bekämpfen". Aus diesen, prophezeit er, wird Europa wiedererstehen. Das wird es kaum, und man hält sich besser an andere Aussagen Benns, den Westen betreffend.

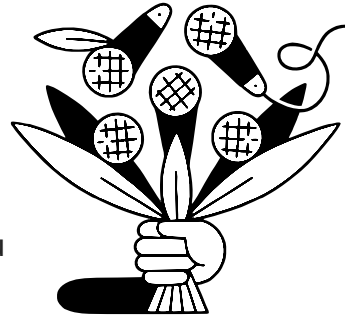
"Ich bin frei geblieben" – wer kann es von sich sagen, wer darf es? Benn durfte es, er hatte den Preis gezahlt, er hatte die Schuld auf sich genommen, ohne die es Erkenntnis nicht zu geben scheint. Max Krell hatte von ihm gesagt, seine Klarheit grenze an Brutalität. Das Leben, das tägliche Leben, braucht Schonung, braucht Wollwesten und Wohlfahrt und alles das, was Benn verabscheute, es ist bieder, es ist mittelmäßig, es ist Herdentrieb. Die Epoche, in der Gottfried Benn seine Einsamkeit bewahrte und besang, ging vor zwanzig Jahren zwar nicht zu Ende, aber sie hielt ein. Sie war nicht glorios, Efeu umrankte sie nicht, und die Bougainvillea schäumte nicht an weißer Mauer.

"Ich bin frei geblieben" – das Werk Gottfried Benns repräsentiert etwas Seltenes: das Exemplum der Größe. Sein Ruhm liegt jenseits von Sieg und Niederlage. Das ist gar keine leichte Lektion für uns Heutige, die wir so leicht preisen und so leicht schmähen. Gottfried Benn kann man wohl nachrufen – und selbst die unversöhnlichen Feinde werden dem nicht widersprechen –, was er sich selbst erhofft hatte: *Non confunderis in aeternum*.

Sehen wir uns im Club?

**Samstag, 1. November 2025 / silent green,
Berlin**

»Das Politikteil« trifft auf den
Wochenendpodcast, der »Ostcast« trifft »OK.
America?«: Bei unserem interaktiven Clubabend
lernen Sie die Hosts Ihrer Lieblingspodcasts neu
kennen.



Jetzt Tickets kaufen [<https://www.zeit.de/club>]

Die Lobredner aber, die den frühen Benn rühmen und vielleicht auch den
späten, aber die Jahre dazwischen und ihn, der sie durchlebt hat, verwerfen,
täten gut daran, die Einheit dieses Mannes anzuerkennen, denn sie ist ein
Ingredienz seiner Größe. Lob und Preis sind da ganz unwichtig. Hofmannsthal
schrieb sich den Satz in sein "Buch der Freunde": Gelten lassen ist schwerer als
sich begeistern.